

trinken, um ihm die Ehre zu erweisen, die seiner Kunst gebührte. Alle lachten und gehorchten mit Begeisterung. Sie fanden es ganz natürlich, dass der Künstler aus der großen Welt die junge Ehefrau aus der eigenen kleinen Stadt überstrahlte.

Keiner von ihnen hatte miterlebt, wie vor gerade einmal vier Jahren Claras glühende Verehrer in Wien ihrer Kutsche nach dem Konzert die Pferde ausgespannt hatten und das Gefährt unter Gelächter und lautem Rufen eigenhändig durch die nächtlichen Straßen zu der kleinen Villa zogen, wo Clara während ihres Wiener Aufenthalts mit ihrem Vater logierte.

Keiner hier aus Leipzig war dabei gewesen, als ihr der Kaiser persönlich »als öffentliches Merkmal Unserer Allerhöchsten Zufriedenheit mit ihren Kunstleistungen« den Titel einer

Kaiserlich-Königlichen Kammervirtuosin verlieh, einer *Pianiste de la Cour Impériale et Royale Apostolique*, wie sie sich nun offiziell bis an ihr Lebensende nennen durfte.

Nur sieben Künstler gab es, die sich mit diesem Titel schmücken durften. Alle hochgebildet und geachtet seit vielen Jahren. Bei Hofe fassten es manche kaum, dass nun dieses junge Mädchen derart geehrt wurde, obwohl aus Wiener Sicht so vieles gegen sie sprach. Eine Ausländerin war sie doch bloß, eine Sächsin, dazu noch protestantisch und vor allem viel zu jung!

Sogar Clara selbst hatte damals ihre Zweifel gehabt, als ihr von den Gegenstimmen berichtet wurde, die sich gegen ihre Ernennung erhoben hatten. Ihr Vater hatte nur die Achseln gezuckt und zufrieden gelächelt wie ein satter Kater.

Neider gab es immer, hatte er gemurmelt, und der erbittertste Neid sei das höchste Lob.

Heute, dachte Clara, als die Gäste in der Inselstraße auf das Wohl ihres einstigen Rivalen tranken, heute beneidete sie wahrscheinlich kaum noch jemand. Dabei war sie eigentlich die Gleiche wie früher, zumindest in ihrer eigenen Einschätzung. Für die anderen aber war sie nun wohl vor allem die hübsche Madame Schumann, die ihre Gäste so reizend bewirtete und deren Ehemann sich als Komponist auf dem Weg nach oben befand.

Welch ein Abstieg!, dachte Clara hingegen über sich selbst und lächelte ihren Gästen in falscher Fröhlichkeit zu. So schnell war es gegangen. Ein goldener Ring am Finger, ein neuer Name und neue Lebensumstände, die sie so nicht geplant hatte, obwohl alle zu meinen

schienen, sie sei damit am Ziel ihrer Träume
angelangt.

Mit dem Mann, in den sie sich schon als Kind
verliebt hatte, hatte sie zusammen sein wollen,
ja. Eine Künstlerehe wollte sie mit ihm führen,
eine ideale Verbindung, wie sie noch kaum
einem Paar jemals gelungen war. Zwei
hochbegabte, gleichberechtigte Menschen, die
einander liebten und einander dennoch die
Freiheit ließen, das Talent zu verwirklichen, das
das Schicksal ihnen anvertraut hatte. Anvertraut
oder auferlegt?

Robert Schumann, der Komponist,
überzeugt, einer der besten Musiker zu sein, die
es je gegeben hatte: Noch war er erst auf dem
Weg dahin, doch er zweifelte nicht daran, dass
er sein Ziel erreichen würde.

Und sie selbst, Clara, einst schon als

Wunderkind geliebt und verehrt. Sie wollte nur, dass es weiterging wie bisher, von Konzert zu Konzert. Dass das Publikum den Atem anhielt, wenn sie spielte, und dass es ihr zujubelte, wenn sie danach die Hände von den Tasten hob und sich mit einem gekonnt bescheidenen Lächeln verneigte, so wie ihr Vater es sie gelehrt hatte.

Doch Clara Wieck gab es nicht mehr. Sie war jetzt Clara Schumann, die in dieser hübschen Vorstadtwohnung in einem Neubaugebiet von Leipzig gestrandet war und keine Zeit zum Üben fand und keine Muße, sich mit neuen künstlerischen Herausforderungen auseinanderzusetzen. Clara Schumann, die nun diesem Mann gegenüberstand, der sich den Erfolg einfach nahm. Der sich nicht festbinden ließ. Der genau die Freiheit besaß, nach der sich Clara mit aller Inbrunst sehnte: Franz Liszt –